

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 40

Artikel: Wie besänftige ich meine Wespen?
Autor: Matutti
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648507>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie besänftige ich meine Wespen?

Von Matutti

Marie war ein empfindsames Wesen. Ihre verfeinerten Züge mochten vielleicht Familienzüge sein ... aber es gab doch allerlei Eigenschaften in ihr, die man bei ihren beiden Eltern oder bei Schwestern und Brüdern vergeblich gesucht hätte. Sie konnte keine Wespen töten und vermochte beim Schweineschlachten die Pfanne nicht hinzuhalten, um das Blut aufzufangen. Sie schauderte zusammen, wenn ihre Finger raue Wolle berührten; als Kind wollte sie lange Nägel tragen. Die kurzgeschnittenen Nägel machten ihr Hühnerhaut. Sie behauptete, es werde ihr übel, wenn sie mit dem Daumen über die rauen Nagelränder streiche. Und jedesmal, wenn sie mit neu gestuhten Krallen in wollene Ärmel schlüpfen sollte, setzte es Tränen ab.

„Was soll nur aus dir werden!“ brummte der Vater.

„Du gibst deiner Lebtag keine Bäuerin“, meinte die Mutter.

„Laßt sie Lehrgotte werden, dann kann sie in Seide gehn“, spottete eine Tante, die selber schlecht bezahlte Lehrerin war.

„Schickt sie auf die Handelschule ... vielleicht lernt sie die Nägel auf der Schreibmaschine abtippen“, riet der Onkel aus der Stadt.

„Schickt sie ins Kloster, katholisch ist sie schon“, meinte der eine Bruder, und der andere: „Seid froh, kann sie nichts Wolles tragen! Sie kommt uns billiger zu stehen, baumwollen!“

„Dummes Zeug“, machte die Tante, die Hebamme war, „laßt sie nur Windeln waschen, dann vergeht ihr die Zimperlichkeit.“

Marie bekam von sich selber die Vorstellung, daß sie wenig taue, und daß sie allerlei lernen müsse, wenn sie vollwertig neben ihren Altersgenossinnen stehen wolle. Vielleicht half diese Vorstellung mit, daß Marie mit der Zeit ordentlich erstarrte und in der Tat den Weg beschritt, der zum Windelwaschen führen sollte. Sie verlobte sich mit einem gesunden, anständigen Bauernsohn und freute sich, ihre Mutter widerlegen zu können; sie würde eine Bäuerin werden, und überhaupt, sie würde ganz anders herauskommen, als sie alle gedacht ...

Aber an ihrem Hochzeitstage ereignete sich ein kleiner Unfall, und wer weiß, es hätte daraus ein großes Unglück werden können, wäre der junge Bauer nicht ein Mensch gewesen, der außer seiner Gesundheit und Kraft und außer seiner schönen Liegenschaft noch andere Gaben mitgebracht.

Nämlich, als die Hochzeit gefeiert wurde, mit einem mächtig besetzten Tisch, nach guter alter Sitte, und als Gang um Gang aufgetragen wurde, und jedermann einhieb und die Gesundheit seines Magens bewies, und dazu trank, damit die Tätigkeit des Leibes auch richtig im Fluß bleibe, da wurde der neu vermählte Marie plötzlich übel, und ehe sie jemand halten konnte, lief sie freidebleich vors Haus.

Das machte keinen guten Eindruck, und der eine oder andere der Gäste stieß seinen Nachbar mit dem Ellbogen an. Eine Bäuerin, die das ordentliche Essen nicht vertragen konnte ... man wußte ja, daß sie nicht zu den Währschafesten zählte ... aber daß sie das Essen nicht vertrug ...!

Es war aber gar nicht das Essen gewesen! Und möglich war, daß der junge Bauer mit seiner breiten Nase roch, was

sonst um den Weg war. Er saß neben Marie auf der Bank vor dem Haus und fand, sie sehe doch gar nicht so bleich aus.

„Ach, es ist so heiß ...“, sagte sie.

„Ist ja auch August“, machte er.

„Ja ... und die Wespen ... die Wespen ... die vielen Wespen ...“

„Wir schlagen sie ja tot ...“, lachte er laut heraus.

„Ja ... eben ... eben ...“, rief sie leise und schüttelte sich.

„Ja ... sollen wir sie denn leben lassen!“

„Der liebe Gott läßt uns auch leben!“ lächelte sie und verzog den Mund. „Denk, wenn er mit seinem großen Sackmesser käme und dich an eine Fensterscheibe jagte und dann so durchschnitte, zwischen Lunge und Magen einfach durch ...“

„Wir sind doch keine Wespen ...“, brummte er nachdenklich.

„Eben ...“, antwortete Marie, „sonst wüßten wir, wie's tut!“

Er senkte den Blick ... so merkwürdig sah sie ihn an, so hilflos und spöttisch zugleich, als ob sie gar nicht erwarte, verstanden zu werden, und als ob sie alle aufgegeben habe, die nicht imstande waren, sie zu verstehen.

Aber der junge Bauer strich ihr über den Scheitel, erhob sich und ging in die Stube zu den Essenden zurück, nahm die Ofenbürste und wischte die halben und ganzen Wespenleichen, eine gute halbe Schaufel voll, zusammen und schaffte sie weg. Marie wußte nicht, was er tat. Sie blieb sitzen und überlegte sich, daß man auch bei ihr zu Haus die Wespen umbringe. Aber man ging anders vor ... Man hieb sie mit einem Lappen ohnmächtig und zertrat sie, rasch, ohne richtig hin zu sehen. Die da drinnen aber schlachteten mit ihren Sackmessern vergnügt und gierig ... und ihr Mann hatte mitgeschlachtet ... Mit einem langen Blick starrte sie ins Leere und legte sich darauf zu Bett ...

Am nächsten Tage fand der Mann sie über einer sonderbaren Beschäftigung. Sie stand am Fenster und setzte den Wespen einen Teller mit Zuckerwasser, fast einen Zuckerbrei, vor, und ein kleines gelbes Bälllein sammelte sich rasch auf dem Tellerrand. „Arme Schelme ...“, sagte sie für sich selber.

„Fütterst du sie?“ fragte ihr Mann, der leise hinter sie getreten war und große, runde Augen machte.

Marie wurde rot und suchte nach einer schnellen und guten Notlüge. Und der Himmel kam ihr zu Hilfe und gab ihr ein, zu sagen: „Ja, es gibt Zwetschgengucken zum Mittagessen. Wenn sie nicht den Zucker finden, haben wir sie alle mit zu Tisch!“

„Und mein Messer haut so schlecht, und ich werde müde beim Besänftigen der Bande ...“, sagte er und lachte verlegen und mit einem leisen Licht in den Augen, das die Frau um ein Lächeln bat ... oder um ein Verstehen, daß er eigentlich doch nicht so schlimm sei.

Und Marie, als habe sie seine Gedanken verstanden, sagte: „Die Wespen sind ja auch nicht so schlimm ... schau doch, wie sie fressen, alle nebeneinander ... ich seh sie ganz gern an ...“

„Mich sollst du auch gern ansehen ...“, lachte er leise.

Und Marie legte ihre Hand auf die Seite, und der kleine Unfall wurde nicht zu einem großen Unfall.